DIE GRIECHEN U. DIE GRIECHISCHE KUNST AM NORDGESTADE DES...

Ludwig Schwabe



Die Griechen
und die griechische Kunst
am Nordgestade des schwarzen Meeres.

Akademische Festrede,

gehalten in Dorpat am 12. (24.) December 1866

von

Ludwig Schwabe.

(Separatabdruck aus der Baltischen Monatsschrift 1867.)

Riga.

Druck der Livländischen Gouvernements-Typographie.

1867.



Unter den bedeutsamen Entdeckungen, welche in unseren Tagen der Wissenschaft von griechischem Alterthum und griechischer Kunst zu Gute gekommen sind, nehmen die Gräberfunde im Süden des gewaltigen Reiches, dem auch die hiesigen Lande zugehören, eine der ersten Stellen ein: nicht nur wegen ihres künstlerischen Werthes, sondern auch wegen der merkwürdigen geschichtlichen Vorgänge, die uns durch sie bezeugt werden. Diese Ergebnisse sind theilweise noch so neu, daß eine zusammenfassende Darstellung derselben noch nicht versucht ist, geschweige daß genauere Kunde davon in weitere Kreise gedrungen sei: ich habe deßhalb gemeint, die heutige festliche Stunde einem Ueberblicke über die Ausbreitung der Griechen und der griechischen Kunst an dem Nordgestade des schwarzen Meeres widmen zu dürfen.

Das schwarze Meer oder, wie die Griechen sagten, der Pontus, beschloß für die ältesten Griechen eine Welt der Wunder in sich! Der Jonier, der zuerst sein Schiff nicht, wie seine Genossen, südlich oder westlich, sondern nordöstlich wandte — auch hier wie sonst den seekundigen und seekühnen Phöniziern und deren Halbbrüdern, den Kariern, nachfahrend — und durch die Dardanellenstraße segelte: wie überraschte ihn die nach der Enge des Passes unvermuthete weite Fläche der Propontis! Und zweimal noch machte er eine ähnliche Erfahrung: der thrakische Bosporus wies ihn auf die unübersehbare Ebene des schwarzen Meeres. Und wenn er endlich nach langer mühseliger Küstenfahrt sich wieder südwestwärts hatte gedreht — an der Südwestspitze der Krim — dorthin, wo die Heimat ihm winkte: da weicht an seiner Seite das Ufer zurück, und der Schiffer, will er nicht das noch unerhörte Wagniß einer Fahrt übers hohe Meer bestehn, muß dem zurückfliehenden Gestade folgen. Er folgt, schon zeigen die leuch-

tenden Gipfel des Kaukasus ihm den künftigen Weg: da öffnet sich plötzlich zu seiner Linken abermals das Gestade und durch den kimmerischen Bosporus oder die Straße von Kertsch starrt ihm das Asowsche-Meer entgegen. Werden wir es dem so oft in seiner Erwartung Getäuschten verargen, wenn er nun meint, daß auch das Asowsche Meer nicht das letzte sei, daß es im Zusammenhang stehe mit dem großen Ocean? — Ja, es war eine wundersame Ausfahrt, reich an Entdeckungen und Abenteuern! Wer sie überstanden, der konnte erzählen! Und wer erzählte besser als ein Ionier? Die ältesten Berichte der ältesten Pfadfinder des Pontus, in denen sie ein farbenreiches Spiegelbild ihrer Erlebnisse mit den Uebertreibungen der Laune, des Schreckens und der kaufmännischen Berechnung zum Besten gaben, klingen aus in mancher homerischen Erzählung. Die Gefahren des Eindringens in den Pontus verklärt die Sage von den zusammenschlagenden Felsen, die den Argonauten den Weg verlegen wollten. An dem Pontus haftet die Amazonensage; dort, raunen uns griechische Mährchen zu, wohnen ziegenfüßige, dort hundsköpfige, zwerghafte Menschen; dort hüten vor den einäugigen Arimaspen die Wundergestalten der Greife das köstliche Gold der Berge. So war ein dichtes Netz von Sagen um den Pontus und seine Gestade gezogen!

Die ältesten griechischen Besucher hatten dem schwarzen Meere den Namen des „unwirthlichen“ gegeben: bei ihren Nachfahren sprang der Name bald in das Gegentheil um, als sie in den dortigen Gegenden heimischer geworden. Der unregelmäßige Verkehr einzelner Schiffsherren mit den Barbaren der Küstenstriche, in frühester Zeit mehr Raub als Tausch oder Kauf, wurde von den klugen Fremdlingen zur sorgfältigen Durchmusterung der Küste angewendet mit Rücksicht auf gute Hafen- und Ankerplätze, auf Wichtigkeit der Vertheidigung, auf die Sinnesart der Eingeborenen, auf die natürlichen Hülfsquellen des Platzes. Und ihre Erkundigungen nutzten sie aus. Eine Handelsniederlage, eine Stadt nach der andern wurde von den rührigen Griechen gegründet an dem fremden Gestade, das in alter Zeit durch entwickeltere, aufgelockertere Küstenbildung noch bedeutend mehr der trefflichsten Hafenbuchten als jetzt aufzuweisen hatte. Vorzüglich waren es Söhne Milets, die sich aus dem Elend der heimischen, durch äußern Krieg und innern Zwist zerrütteten Verhältnisse hinweg nach einer neuen Heimat retteten. Ich will nur einige Städte nennen: an der Nordküste Tyras, Ordesos, vor Allem Olbia an der Mündung des Bug; dann Alt- und Neu-Chersonesos bei dem heutigen

Sewastopol, die einzige dorische Pflanzstadt am nördlichen Ufer unter so vielen jonischen; ferner Athenaion, Theodosia, Nymphaion und das hochwichtige Pantikapaion, das heutige Kertsch: ihm gegenüber liegend jenseit des kimmerischen Bosporus Phanagoria, endlich im östlichen Winkel des Asowschen Meeres Tanais. An der Südküste waren unter andern Sinope, Amisos, Trapezus, Phasis und Dioskurias Schöpfungen hellenischer Betriebsamkeit.

Das waren die von dem Griechenthume ausgestreuten Samenkörner, die zwischen den schroffen Felsen des pontischen Gestades Wurzel faßten und herrliche Früchte trugen. Der Pontus wurde durch das Verdienst der Griechen im wahrsten Sinn des Wortes das Herz des osteuropäischen und kleinasiatischen Handels: der Pontus war der Vermittler eines beständigen Kreislaufes der Waaren aller Zonen. Vortrefflich hat diese seine Bedeutung Ludwig Preller, einst eine Zierde unserer Hochschule, in einer Festrede besprochen, die er vor jetzt 24 Jahren in diesen Räumen*) gehalten. In den Händen der Griechen liefen die Fäden eines ungeheuern Verkehrs zusammen, der nach Süden sich bis nach Indien erstreckte; von dessen Ausdehnung aber nach Norden die in der Nähe des Netze-Flusses gefundenen Münzen pontischer Städte eine Ahnung geben. Die griechische Zeit war die glänzendste, die das schwarze Meer je gesehen. Viele Jahrhunderte vergingen, ehe es den Genuesen gelang in dem längst wieder der Barbarei anheim gefallenen Meere eine Nachblüte abendländischer Cultur zu erwecken. Von ihren Hauptstapelorten aus Asow und Kafa (dem griechischen und jetzigen Theodosia) herrschten sie über das ganze Meer und erneuerten die griechischen Handelswege nach Innerasien und Indien. Aber nach kaum zwei Jahrhunderten unterlagen sie dem Halbmonde, und mit ihnen verwelkte das frische Leben, das sie unter den Trümmern der griechischen Städte hervorgezaubert hatten. Erst seit Rußland die nördliche Küste des schwarzen Meeres erworben, ist wieder ein neuer Tag für seine Anwohner angebrochen. In Odessa's — einer Stadt, die kaum 70 Jahre steht — staunenswürdiger Entwicklung erweist sich die alterprobte unverwüstliche Bedeutung des pontischen Handels ebenso, wie der schlecht verhehlte Neid der Westmächte gegen Rußlands ungeschmälerte Herrschaft auf dem schwarzen Meere die richtige Erkenntniß jener Bedeutung verräth.

*) In der Aula der Universität.

Nachdem ich die griechischen Ansiedlungen, welche, um mit Cicero zu reden, die Barbarenküste verbrämten, Ihnen im Umriß vorgeführt habe, müssen wir den einheimischen Anwohnern des Pontus einige Worte gönnen. Doch fürchten Sie nicht, daß ich den Versuch mache die ganze bunte Völker-Musterkarte der Landstriche um das schwarze Meer vor Ihnen zu entrollen. Solches gestattet weder die knapp zugemessene Zeit, noch ermuthigt dazu die grenzenlose Dürftigkeit und Zusammenhanglosigkeit der Ueberlieferung. Nur um Ihnen einen Begriff von dem dortigen Völkergewimmel zu geben, erwähne ich eine Nachricht Strabo's, nach welcher allein in die Stadt Dioskurias siebzig verschiedensprachige Völkerschaften und zwar aus nächster Nähe zum Handel sich zusammenfanden. Nach Timosthenes waren es deren sogar dreihundert: und Plinius berichtet, immer von derselben Stadt, daß die römischen Kaufleute ihre Geschäfte daselbst mit Hülfe von 130 Dollmetschern betrieben hätten.

Von dem dunkeln Hintergrunde dieser pontischen Völkermassen hebt nur ein Volk in etwas helleren, bestimmteren Umrissen sich ab, das schon darum vor allen übrigen unsere Blicke auf sich lenkt. Ich meine das Volk der Skythen, und berühre mit dem Namen eine der verwickeltsten und schwierigsten Fragen der alten Völkerkunde, mit welcher auch ein Lehrer unserer Hochschule, der frühverstorbene August Hansen, mit Ehren gerungen hat.

Selbstverständlich lag es den Griechen besonders nahe, sich mit diesem merkwürdigen Volke zu beschäftigen, und in der That haben schon der Vater der Geschichte Herodot und der Vater der Heilkunde Hippokrates uns Schilderungen über sie hinterlassen: vielleicht beide, sicher der erstere, aus eigener Anschauung des Volkes und seiner Heimat. Ihre Berichte sind für uns nicht nur die ältesten, sondern auch die wichtigsten, obwohl durch sie keine einzige der Kernfragen nach Herkunft und Stammeseigenthümlichkeit, nach der Sprache des Volkes, nach seinem staatlichen und bürgerlichen Behaben, seinen Beziehungen zu den hellenischen Ansiedlern befriedigend erledigt wird. Wir fassen kurz zusammen, was hier der Erwähnung werth zu sein scheint.

Das Skythenland zog längs der Nordküste des schwarzen Meeres von den Donaumündungen bis zu denen des Don. Es war Skythenland, weil von Skythen beherrscht. Der angesehenste Stamm, den wir, wie Herodot, vorzugsweise Skythen nennen, wird von ihm als die königlichen oder freien Skythen ausgezeichnet. Er hielt die übrigen in seiner Bot-

mäßigkeit. Die königlichen Skythen saßen hauptsächlich zwischen Dnjepr und Don, im Süden reichten sie in die heutige Krim hinein. An Zahl waren dieselben nicht sehr bedeutend: viel stärker waren die ihnen unterthänigen fremden Stämme, die in verschiedenem Abhängigkeitsverhältnisse standen. Neben großen Mengen von Sklaven, die sie größtentheils durch Kriegsgefangenschaft erwarben und im Dienste ihrer Wirthschaft verwertheten, standen Stämme, denen gegen jährliche Abgaben und um den Preis der Anerkennung der skythischen Oberherrlichkeit der Besitz und die Benutzung ihrer Ländereien verblieb. So saßen um die Mündung des Bug die Kallipiden, ihnen benachbart die Alazonen: hinter ihnen nach Norden die „pflügenden Skythen", die zur Ausfuhr ebenso Getreide bauten, wie die „ackerbauenden Skythen", welche weiter östlich hauseten nach den Nomaden-Skythen hin, einem skythischen Vorschub, der von der später nachrückenden königlichen Horde unterworfen worden.

Die königlichen Skythen waren Nomaden; sie haben keine Städte, keine Mauern, kein bearbeitetes bepflanztes Land, das sie an die Scholle fesselt: in den weiten Flächen der Steppe wandern sie umher als deren freie und ruhelose Söhne. Ihr unzertrennlicher Begleiter ist das Pferd, mit dem der Mann fast zusammengewachsen ist. Nur zu Pferde treibt der Skythe das Kriegshandwerk, das er für die einzige des freien Mannes würdige Beschäftigung ansieht. Pfeil und Bogen sind seine Hauptwaffen, die er meisterlich vom Pferde herab zu handhaben weiß: Schwert, Streitaxt und Speer treten dagegen zurück. Die Rohheit des Volkes bezeugen gräßliche Kriegsgebräuche. Der Skythe trinkt vom Blut des ersten von ihm erlegten Feindes, die Kopfhäute der von ihm Getödteten führt er als Siegeszeichen mit sich am Zügel seines Rosses, und des verhaßtesten Feindes Schädel dient ihm als Becher. In den Krieg ziehen die freien Skythen in drei Heeresabtheilungen: der Oberkönig, das Haupt ihrer Aller, befehligt die größte, zwei Nebenkönige die beiden anderen. Des Skythen Heimwesen ist sein, mit ihm wanderndes Haus, das große filzbedeckte Zelt, errichtet auf vier- oder sechsräderigem, mit Ochsen bespanntem Wagen, der für Weiber und Kinder den beständigen Aufenthaltsraum abgiebt.

So kurz ich auch in der Schilderung der hellenischen Ansiedler und der skythischen Einwohner gewesen — ich werde später noch Gelegenheit finden manchen einzelnen Zug zu dem flüchtig gezeichneten Bilde nachzu-

tragen — der schneidende Gegensatz zwischen beiden Volkseigenthümlichkeiten liegt klar vor Ihren Augen.

Es bedurfte wahrlich von Seiten der Griechen des Aufwandes aller Kräfte, um in dieser harten Schule auszuhalten: die bequeme Gemächlichkeit des Lebens war hier kaum jemals zu erringen. Wohl lockten die Schätze des Landes, doch wer sie heben und sich ihrer freuen wollte, mußte zu beständiger Kriegsbereitschaft sich verstehen. Denn jeden Augenblick konnte man einer Tücke der einheimischen Horden sich gewärtigen. Cherronesus zog um seine ganze Gemarkung Wall und Graben und errichtete Wachtthürme zur Warnung der im Schutze des Walles ihr Land Bestellenden, damit sie zeitig den Spaten mit dem Schwerte vertauschten. Der Schutz galt hier nicht einmal ergiebigem Land. So im Kampf mit der kargen Natur, im Kampf mit rohen Feinden, unter beständiger Mühsal rangen doch die unverdrossenen Dorier durch sorgfältigste künstliche Bewirthschaftung, die in ihren Ueberbleibseln das Staunen der Nachwelt noch jetzt erregt, dem Boden ihrer neuen Heimat den möglichst hohen Ertrag ab. Indessen feste Mauern und die Tapferkeit der Ansiedler halfen nicht allein. Denn da die Blüte des pontischen Handels von den Beziehungen mit den Einwohnern des Landes bedingt war, so waren die Griechen zugleich darauf angewiesen, mit diesen, deren rohe Naturkraft sie durch äußeren Zwang sich niemals ganz dienstbar machen konnten, in gutem Einvernehmen zu leben. Die Gewalt des Schwertes und die Klugheit der gesandtschaftlichen Verhandlung, zäher Widerstand und geschmeidige Nachgiebigkeit waren die Hebel, welche in fortwährendem Wechsel die Oberhäupter der griechischen Städte den Umständen gemäß mußten spielen lassen.

Ein anschauliches Bild von den Beziehungen zwischen den Ansiedlern und den Einheimischen gewinnen wir aus der berühmten Abschrift zu Ehren des Protogenes, die, obgleich erst aus der letzten und schwersten Zeit der Selbständigkeit Olbia's herstammend, doch auch einen Rückschluß auf frühere Verhältnisse gestattet. Eine alljährliche feste Abgabe ist an den Barbarenhäuptling zu entrichten: nur die Fracht derselben nach dem Skythenland kostet der Stadt 300 Goldgulden. Nebenher laufen außerordentliche Brandschatzungen. Der Häuptling besucht die Stadt, oder er zieht auch nur in der Nähe vorüber: er erwartet Geschenke, nicht minder seine Kriegs- und Hofbeamten. Gesandte gehen zur Begrüßung ihm entgegen: wehe ihnen, wenn sie mit leeren Händen kommen! Aber die Stadtcasse ist leer. Ein Bürger giebt her, was er eben hat, 900 Goldgulden. Und —

der Fürst braust auf, daß man solch eine Lumperei ihm biete, ertheilt voller Ungnade Befehl zum sofortigen Aufbruch und läßt die Bürger in schweren Sorgen seiner Drohungen wegen zurück.

Aber wurde der Sieg den Hellenen auch noch so schwer: er wurde trotz alledem gewonnen, gewonnen und über ein halbes Jahrtausend behauptet! An den Ufern des schwarzen Meeres erstand eine neue griechische Welt, die — fortwährend in engstem Verkehr mit dem kleinasiatischen und europäischen Griechenland stehend — ebenso wohl die staatlichen und bürgerlichen Satzungen des Mutterlandes wiederspiegelte, als auch — mit äußern Glücksgütern gesegnet — Alles, was die Heimat zum Schmuck des Lebens erschaffen, von dort entlieh und mit Behagen weiterbildete.

Doch woher diese Kunde? Sind ja unsere schriftlichen Quellen darüber so lückenhaft, daß solches Niemand herauszulesen vermöchte! Freilich: die Schriftsteller schweigen, aber die Denkmäler reden um so lauter; reden jetzt zu uns wie Augenzeugen längst vergangner Zeiten, nachdem sie zweitausend Jahre im Schoß der Erde geruht. Erst seit Anfang unseres Jahrhunderts begriff man den Werth der alten Bautrümmer, Inschriften, Münzen, Geräthe und Kunstsachen für die innere Geschichte der Anwohner des Pontus. Die Gründung des Museums zu Kertsch im Jahr 1823 bezeichnet einen bedeutsamen Wendepunkt der wissenschaftlichen Durchforschung jener Gegenden. Von da ab hat die kaiserliche Regierung nicht nachgelassen mit preiswürdiger Freigebigkeit planmäßige Ausgrabungen im südlichen Rußland zu veranstalten. Es ist ein wahres Wort, welches neulich ein berühmter deutscher Alterthumsforscher ausgesprochen hat, daß gegenwärtig in keinem Staate für ähnliche Zwecke mehr geschehe als in Rußland. Ich berufe mich als auf Zeugen für die Wahrheit dieses Wortes hier nur auf das großartige Prachtwerk über die Alterthümer des kimmerischen Bosporus, auf die Jahresberichte der archäologischen Commission, endlich auf die jüngst von derselben Commission begonnene Herausgabe der skythischen Funde: und gedenke dabei gern der großen Verdienste, die sich Ludolf Stephani, einst auch ein Glied unserer Hochschule, um die Erklärung der neuen Entdeckungen erworben hat und noch erwirbt.

Von hervorragender Bedeutung für die griechische Kunstgeschichte sind die Ergebnisse derjenigen Ausgrabungen geworden, welche man im Gebiet des alten Pantikapaion, des heutigen Kertsch, angestellt hat: sie sind von

um so größerem Belang, weil die Funde größtentheils aus der höchsten Blütezeit der griechischen Kunstübung stammen, dann aber auch, weil sie als Werke der Kleinkunst, besonders der Metallarbeit, unsere in dieser Richtung bis dahin ziemlich lückenhafte Kenntniß auf das reichhaltigste ergänzen. Denn es haben sich sonst verhältnißmäßig wenige künstlerisch bedeutsame Gold- und Silbersachen griechischer Arbeit, ohne dem Hammer und Schmelztiegel des Goldschmieds anheimgefallen zu sein, bis auf unsere Zeit gerettet. Wenn nun aber auch an dem pontischen Gestade die rohe Habsucht vieler Jahrhunderte das Löwentheil längst sich vorweggenommen hatte, so ist in dem Schutze der hütenden Erde doch noch eine so reiche Nachlese für die Wissenschaft übrig geblieben, daß sie — jetzt in den Prachträumen der Eremitage zu St. Petersburg vor weiterer Unbill gesichert — diesem Museum einen Schmuck verleiht, wie keine zweite Sammlung in der Welt einen aufweisen kann, während die größeren Kunstwerke der Bau- und Bildhauerkunst den Stürmen, welche die Weltgeschichte über diese Küsten hat brausen lassen, nicht haben trotzen können.

Die Gräber nämlich sind es, denen wir fast alle neuerlichen Entdeckungen verdanken. Unzählige Grabhügel, über die ganze Umgegend von Kertsch zerstreut, erheben sich hier als ehrwürdige Denkmäler einer untergegangenen Cultur. Niedrigere und höhere, ja bis zu gewaltiger Mächtigkeit emporsteigende Hügel wechseln ab, bald älter, bald jünger — wie man aus der Bauweise, aus dem Stil der aufgefundenen Bildwerke und Münzen erkennt — bald ärmer, bald reicher ihrem Inhalt nach. Bald sind die Gräber in den Fels gehauen, bald nur mit Fliesen ausgelegt, bald ist der Kern eine größere Grabkammer, die Wände aus mächtigen Werksteinen gebildet, die Decke aus stufenweise allmählich vorkragenden Steinplatten. Der sog. zarische Kurgan, der 77 Fuß Höhe und mehr als 875 Fuß Umfang an der Grundfläche hat, der Altun-Oba, welcher aus dem Höhenzuge, auf dem er errichtet ist, um 100 Fuß emporragt, sind Denkmäler, die in mehr als einer Beziehung mit dem sog. Schatzhaus zu Mykene und den etruskischen und lykischen Todtenstädten wetteifern. Und wie mannigfaltig an Stoff und Kunstübung sind die Gegenstände, die aus jenen Gräbern der Wissenschaft zu Gute gekommen sind. An Stoff: denn in Gold, in Silber, in Electrum, d. h. in Gold mit geringem Zusatz von Silber, in Erz, Stein, Glas, ja selbst in Elfenbein und Holz bieten sie uns Kunstsachen. An Kunstübung: denn der Bildschnitzer, der auch an köstlicher Einlegearbeit von verschiedenartigem Holze und Elfenbein sich

versuchte, der Erzgießer, Ciselirer und Metalltreiber, der Thonbildner, Maler und Vergolder — sie alle haben mitgewirkt bei der Herstellung jenes Gräberschmuckes. Aber wie mannigfaltig sind auch die Gegenstände selbst: steinerne und hölzerne Särge, eherne und thönerne Gefäße in unendlicher Abwechslung von großen herrlich bemalten Pracht-Vasen und -Schalen aus gebrannter Erde bis zu dem unscheinbaren Töpfchen und Fläschchen, wie sie der Arme dem geliebten Todten mitgab. Goldenes und silbernes Geschmeide von den kostbarsten und entzückend gearbeiteten Kränzen, Sträußen, Stirnreifen, Halsbändern, Armspangen, Schnallen, Ohrringen, Fingerringen bis zur einfachen Nadel, dem schlichten Goldplättchen, ferner — doch wer vermag diesen Reichthum zu erschöpfen? Ich werde später Gelegenheit finden aus dem vielen Herrlichen einiges besonders Anmuthige und Bezeichnende auszuwählen. Die überwältigende Fülle des Schönen, die uns aus dem Moder der pontischen Gräber erstanden ist, läßt uns aufs Neue den künstlerisch geadelten Geist des Griechenvolkes bewundern, dem es Bedürfniß war, Alles bis zum niedrigsten Hausrath herab durch künstlerische Gestaltung über die gemeine Nothdurft des Lebens hinweg zu erheben.

Der größte Theil dieser bosporanischen Funde ist durchaus gemein griechisch: der kleinere ist, wenn ich so sagen darf, pontisch-griechisch. Das hängt zusammen mit den eigenthümlichen staatlichen Verhältnissen am kimmerischen Bosporus. Die milesische Pflanzstadt Pantikapaion — einst ein Freistaat — fiel etwa seit den Perserkriegen in die Hände angesehener Geschlechter: zuerst, wie es scheint, griechischer, dann zweifellos barbarischer. Von da an herrschten — unter Gewährung einer scheinbaren Selbständigkeit für die Stadt und die Stadtverwaltung — dieselben mild und verständig als lebenslängliche und erbliche „Archonten": denn mit diesem unverfänglichen Namen verhüllten sie den Griechen gegenüber den Namen des „Königs", mit dem sie den nichtgriechischen Stämmen ihres kleinen Reichs gegenüber nicht zurückhielten. Endlich bedrängt von ihren Jahrhunderte alten Feinden, den Skythen, begaben sie sich sammt ihrem Reich in den Schutz Mithradats, um, da sie die Selbständigkeit nicht behaupten konnten, doch wenigstens die hellenische Cultur nicht aufgeben zu müssen. Denn trotz ihrer ungriechischen Herkunft liebten die bosporanischen Herrscher von ganzer Seele griechisches Wesen. Die griechische Gesittung und Bildung hatte die Nicht-Griechen bezwungen, so daß sie mit ihr sich vermählten und ihr als ihrer besseren Hälfte bedeutende Vergünstigungen

einräumten. Die bosporanischen Fürsten wurden Griechen, und hüteten eifersüchtig ihren Ruf als solche. Ich will nur ein Beispiel der Unterwerfung des fremden unter das griechische Wesen anführen. Eine Inschrift belehrt uns, daß die Königin Komosarye, des Königs Pairisades Gemahlin, einem Gelübde zufolge den starken Göttern Sanerges und Astara Bildsäulen aufgerichtet habe. Wer hat, wenn er dies hört, den Eindruck von griechischem Wesen? Komosarye und Pairisades — diese menschlichen Namen sind so gut barbarisch, wie die Götternamen Sanerges und Astara als hellenische unerhört. Aber die Inschrift ist griechisch und nach griechischer Art abgefaßt, und die Bildsäulen der Barbarengötter waren in griechischer Kleidung und griechischer Auffassung dargestellt. Darf man darum auch reden von dem künstlichen Aufpfropfen des hellenischen auf einen wilden Stamm, von äußerem griechischen Schliff und Firniß — immerhin soll man nicht vergessen, daß schon einst am pontischen Gestade der Westen seiner auch heute noch nicht ganz erfüllten weltgeschichtlichen Aufgabe gegen den Osten bewußt gewesen ist und daß das Griechenthum auch dort jene selbe wunderbare Kraft zum Bilden bethätigt hat, die trotz ihrem Weltengange durch Römerthum, Mittelalter und Neuzeit noch heute nicht erloschen ist.

Mit dem Mittelpunkt des griechischen Lebens, mit Athen, standen die bosporanischen Fürsten in engster Beziehung: schon der beiderseitige äußere Vortheil, der aus der Lieferung und dem Empfang der ungeheuern Massen bosporanischen Getreides für beide Staaten entsprang, kettete sie aneinander. Dem Könige Leukon schenkten die Athener seiner großartigen Freigebigkeit wegen das Bürgerrecht; andere bosporanische Fürsten wurden auf den Antrag des Redners Demosthenes durch eherne Standbilder auf dem athenischen Markt geehrt. Diese enge staatliche Verbindung Athens und des kimmerischen Bosporus ist nicht ohne Einfluß auf die Kunst in den pontischen Landen geblieben. Der beständige Verkehr zwischen beiden erleichterte die Uebersiedlung von Künstlern und Kunstwerken nach der nördlichen Küste und gab den fernen Ansiedlern am Pontus die Möglichkeit allen Wandlungen des Geschmacks in Kunstsachen mit Bequemlichkeit zu folgen. So konnte hier in der Sonne städtischer Wohlhabenheit und fürstlicher Gunst die Kunst wohl gedeihen und diese aus den neuen Anschauungen des Landes und Volkes, aus den neuen Verhältnissen überhaupt manchen neuen Trieb zu selbständigem Schaffen gewinnen. Besonders gern versuchten Gold- und Silberschmiede dort ihr Glück, wo die durch

die Nähe des goldprunkenden Asiens bestimmte Vorliebe der einheimischen Fürsten und Vornehmen für Metallarbeit ein reiches Feld eröffnete.

Man kann nach dem oben Dargelegten die pontischen Kunstsachen scheiden in solche, deren geistiger Keim außerhalb, und solche, wo derselbe innerhalb des pontischen Lebens liegt. Ich muß darauf verzichten diese Trennung bei allen Gattungen von Denkmälern nachzuweisen: ich will, was ich meine, nur an einigen Gefäßen erläutern. Unter die herrlichsten bemalten Vasen, die überhaupt auf uns gekommen sind, gehört eine im Jahr 1858 entdeckte und den Anfängen des vierten vorchristlichen Jahrhunderts angehörende, welche Darstellungen aus den eleusinischen Mysterien enthält. Man weiß nicht, soll man die noch durch Vergoldung gehobene Pracht der äußeren Ausstattung, oder den hohen edeln einfachen Stil der Zeichnung, oder die tiefsinnigen hier verkörperten Gedanken mehr rühmen. Dieses schöne Werk ist sicherlich ein Erzeugniß rein attischer Kunst: das Abbild des Wiedererwachens der Natur wurde als Sinnbild des Wiedererwachens und Fortlebens nach dem Tode einer jungen Griechin mit in das Grab gegeben. Ebenso athmet ganz die reinste attische Kunst ein im Jahr 1859 bei Kertsch gefundenes Gefäß, das, weil es für wohlriechendes Handwasser bestimmt war, also dem weiblichen Schmuck diente, mit Darstellungen aus dem Leben und der Toilette der Frauen geziert ist: Zeichnungen, welche, wenn sie auch ihrem Gedankeninhalte nach hinter denen des eben erwähnten Gefäßes zurückstehn, doch durch die reiche Mannigfaltigkeit des Dargestellten, die Sicherheit der Linienführung, die Sorgfalt bis in das Einzelste, die duftige Zartheit und zauberische Anmuth, die über das ganze Werk gegossen ist, jene erste Vase noch übertreffen. Und nun halte man mit diesen echt und rein hellenischen Prachtstücken die berühmte Vase des Xenophantos, die mit jenen gleichzeitig ist, zusammen! Welch ein gewaltiger Unterschied! Freilich der Künstler ist ein Athener, wie wir aus seiner Aufschrift auf dem Rand des Gefäßhalses wissen; freilich ist demgemäß die Arbeit eine attische. Aber der dargestellte Stoff ist unattisch, ungriechisch. Xenophantos nämlich, der sicherlich am Bosporus selbst diese Vase malte und gerade darum nicht versäumte seine Herkunft anzugeben, hat einen pontischen Stoff, den ihm sein neuer Wohnsitz nahe legte, künstlerisch verklärt: im Lande der Skythen jagen gewaltige Recken barbarischen Stammes, jagen Hirsch und Eber und vor allem den Greif, das Fabelthier des Skythenlandes, den unholden Zwitter von Adler und Löwe. Daß die Jäger Barbaren vorstellen, verriethe schon hinlänglich ihre orien-

talische Tracht: unzweifelhaft aber wird es durch die beigeschriebenen Namen Dareios, Kyros, Abrokomas, Atramis, Seisamis, die der Künstler zufügte, nicht um einen geschichtlichen Vorgang hier erkennen zu lassen, sondern um die Gedanken des Beschauers, auf welche die fremdartigen Namen wirken sollten, in ein bestimmteres Gebiet von Vorstellungen zu lenken. Der Zug der Perser unter Dareios gegen die Skythen ist gleichsam nur der Keimpunkt für dieses Gemälde: von dem Zuge selbst ist gar nichts dargestellt.]

Wir haben gesehen, wie es die Hellenen verstanden am fremden und fernen Gestade eine blühende Cultur zu schaffen: wie es ihnen gelang Fremd- und Ungleichartiges — wie das bosporanische Fürstengeschlecht — umzubilden und sich anzugleichen. Aber wie? vermochten sie auch irgend einen Einfluß zu äußern auf die Skythen? Wenn wir Herodots Nachrichten überdenken, wenn wir namentlich desselben Angabe über die große Scheu der Skythen, fremde, besonders aber hellenische Sitten anzunehmen, uns vor die Seele rufen, dann werden wir von vornherein zu dem Glauben geneigt sein, das Naturvolk der Steppe sei unberührt geblieben von griechischem Einfluß. Jedoch wir werden anders urtheilen, wenn wir auf die allermerkwürdigsten pontischen Entdeckungen einen Blick werfen, auf die Entdeckung der skythischen Königsgräber.

Unsere Betrachtung möge sich an eine Stelle Herodots anlehnen. Der Vater der Geschichte erzählt nämlich etwa Folgendes: „Die Gräber der skythischen Könige befinden sich im Norden des Skythenlandes in einer Gegend, die Gerrhos heißet, am Dnjepr, da, wo der Fluß stromaufwärts nicht mehr mit Schiffen befahren werden kann. Ist ein König gestorben, so wird der Leichnam mit großer Sorgfalt einbalsamirt und dann durch alle dem König unterthänigen Gauen auf einem Wagen umhergeführt. Endlich kommt dieser Leichenzug unter Begleitung von Angehörigen aller der Stämme, durch welche er gezogen, in Gerrhos an, wo unterdeß eine große viereckige Grube gegraben worden ist. Da hinein wird nun der todte König gebettet: man steckt Lanzen zu beiden Seiten des Todten in die Erde, legt Hölzer darüber und bildet durch darüber gelegtes Flechtwerk ein Dach. In dem noch übrigen weiten Raume der Gruft begräbt man, nachdem sie erdrosselt worden, eine der Frauen des Königs, den Mundschenken, den Koch, den Stallmeister, den Leibdiener und den Kundschafter des Königs; dann Pferde, von allen andern Dingen Ehrengaben, und goldene Schalen (denn Silber und Erz brauchen sie nicht).

Dann thürmen sie einen Grabhügel auf und wetteifern ihn möglichst groß zu machen."

Diese Stelle hat schon längst die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher auf sich gezogen: doch wo lagen diese Skythengräber, wo das Land Gerrhos? Ein Schreib- oder Gedächtnißfehler Herodots in der Angabe der Entfernung vom Meer ließ — trotzdem dieselbe mit anderen von ihm gemachten Angaben in schroffem Widerspruch steht — wohl eine Zeit lang jene Gräber zu weit nördlich suchen. Dann aber führte der Ausdruck Herodots von der Beschiffung des Dnjepr bis nach Gerrhos zu der richtigen Ansicht. Die Schifffahrt auf dem Dnjepr wird stromaufwärts — Herodot, der in Olbia nahe am Ausfluß des Dnjepr seine Nachrichten einsammelte, rechnet natürlich von dem Meer her die Einfahrt in den Strom hinein — durch drei Gruppen von Stromschnellen unmöglich gemacht. Die südlichste Gruppe, welche 70 Werst lang, zugleich die bedeutendste ist, befindet sich etwa in der Mitte des Weges zwischen Jekaterinoslaw und Alexandrowsk: also muß dort in der Nähe die Gegend der skythischen Königsgräber sein. Dieser Schluß scheint einleuchtend richtig, zumal dem der weiß, daß in jener Gegend Tausende alter Grabhügel sich erheben. Indessen so lange nicht Ausgrabungen veranstaltet worden, so lange waren alle derartigen Schlüsse unfruchtbar: man konnte keine Ueberzeugung wecken! Da unternahm es die russische Regierung in den Jahren 1852—56 den Kurgan bei dem Dorfe Alexandropol, genannt das Wiesengrab, einen der hervorragendsten Hügel in der Nachbarschaft der südlichen Stromschnellen, der sich auf dem rechten Ufer des Dnjepr etwa 60 Werst vom Fluß entfernt zu einer Höhe von 70 Fuß erhebt und unten einen Umfang von 1000 Fuß hat, öffnen zu lassen. Und der Erfolg der mühseligen Arbeiten? Zwar lieferten die Funde unbestreitbar den Beweis dafür, daß hier ein skythisches Königsgrab entdeckt sei: aber das Hauptgrab war schon früher beraubt worden. Lange gewundene Diebswege durchzogen den Hügel, man fand eine thönerne Diebslampe: noch war der Ruß sichtbar, mit welchem sie die Decke des Ganges geschwärzt, der stumme Verräther der Grabesräuberei. So war der erste Erfolg nur ein unvollständiger. Aber bald sollte dafür Ersatz geboten werden durch die Funde im Tschertomlytzkischen Kurgan, der, etwa 50 Werst in fast gerader Richtung südlich vom Alexandropolschen Hügel und etwa 20 Werst nordwestlich von dem Flecken Nikopol am Dnjepr belegen, von gleicher Höhe wie jener ist, aber von noch gewaltigerem Umfang. Freilich fand man

auch in diesem Hügel die Hauptgrabstätte von Räubern entleert. Aber doch hatte das Grab seine Schätze festgehalten. Der Stollen, den die Räuber gegraben, war eingestürzt, und der ganze Schatz blieb so in einer Höhlung des Stollens, wohin jene schon denselben geschafft hatten. Ein Räuber fand unter der nachstürzenden Erde seinen Tod. Neben dem Gerippe lag eine bronzene Lampe, auch hier die Helferin bei der unheimlichen Arbeit im Dunkel der Erde.

Dies sind bis jetzt die wichtigsten Ausgrabungen im alten Gerrhoslande. Um das Bild, das uns durch sie geboten ist, zu vervollständigen, dürfen, ja müssen wir neben den Kurganen von Alexandropol und Nikopol noch berücksichtigen den 6 Werst westlich von Kertsch belegenen und schon im Jahr 1831 geöffneten Kul-Oba oder Aschenhügel. Sie mögen sich wundern, daß ich ein Grab, nicht am Dnjepr, wie die eben erwähnten, sondern bei Kertsch belegen — ein Grab, nicht innerhalb des Gebietes der Skythen, sondern außerhalb desselben — doch mit den skythischen Gräbern zusammenzustellen wage. Aber trotz alledem: die Aehnlichkeit, ja Gleichheit der Nikopolschen und Alexandropolschen Funde und derer aus dem Kul-Oba bei Kertsch ist eine so außerordentliche und weitgreifende, daß man jene Grabstätten in die möglichst enge geschichtliche Verbindung setzen muß. Und ist denn ein Skythenkönig in Kertsch etwas Unbegreifliches? Wie nach Herodots Bericht der in der Nähe Olbia's hausende Skythenhäuptling Skyles öfters in die freie griechische Stadt einkehrte, wo er ein eigenes prachtvolles Haus besaß, und sich daselbst sehr wohl gefiel — kann nicht ebenso ein Skythenhäuptling aus der Krim in Pantikapaion gewohnt haben, daselbst gestorben und bestattet sein? — in Pantikapaion, dessen Herrscher den Skythen zinspflichtig waren und deßhalb alle Veranlassung hatten einen solchen Gast zuvorkommend zu behandeln. Aber die skytischen Könige werden ja, wo sie auch gestorben sein mögen, nach Gerrhos gebracht und dort begraben! Freilich: die als regierende Häuptlinge sterben, aber doch nicht, z. B. diejenigen, welche mit ihrem Volk verfallen waren. Der schon erwähnte Skyles, der als Sohn einer Griechin griechischem Wesen sehr zugethan war, der sich mit einer olbischen Bürgerstochter vermählte, der in Olbia sich griechisch kleidete und ganz als Grieche auftrat, wurde darum von seinem Volke verlassen — und verlor so mit den Rechten der Herrschaft auch den Anspruch auf die Bestattung im heiligen Lande der Königsgräber. Milder als des Skyles und des edeln Anacharsis Schicksal, die beide als Opfer des skythischen Argwohnes gegen

griechisches Wesen fielen, war das des Königs vom Kul-Oba, der vielleicht freiwillig auf die Herrschaft verzichtet hatte. Weil er wie Skyles, wie Anacharsis ein halber Grieche war, so ist sein Grab unter den griechischen bei Pantikapaion und nicht unter den Königsgräbern am Dnjepr, darum ist das Grab im Kul-Oba ausgemauert und mit vorkragenden Steinschichten gedeckt, wie die ältesten hellenischen Grabstätten bei Kertsch; nicht nach der Art der Gräber am Dnjepr aus bald vergänglichen Balken und Brettern hergestellt. Aber doch war bei dem Kul-Oba, als wenn der altväterischen Sitte des Holzbaus wenigstens äußerlich hätte genügt werden sollen, die Grabkammer unter dem Steingewölbe mit einer hölzernen auf Pfosten ruhenden Decke nach oben hin geschlossen.

Diese Erwägungen machen uns das Grab im Kul-Oba als ein skythisches verständlich. Vergleichen wir nun die vorhin angeführte herodoteische Schilderung mit den Thatsachen der drei skythischen Königsgräber! Wir werden der größten Uebereinstimmung in allem Hauptsächlichen begegnen: natürlich fehlt es auch nicht an Abweichungen der herodoteischen Erzählung, deren Selbstverständlichkeit ich nicht weitläufig zu begründen brauche. Der Bau der skythischen Königsgräber aus Holz und Flechtwerk, den Herodot schildert, findet in den Hügeln von Alexandropol und Nikopol seine thatsächliche Bestätigung. Ebenso das Eingraben der Todtenstätte in die Erde: die Grabstätten liegen bis zu 20 Fuß unter der Erdoberfläche. Nicht minder bestätigt sich das Aufthürmen möglichst gewaltiger Grabhügel. Wenn ferner Herodot sagt, daß in dem weiten neben der Stelle, wo der König selbst ruht, übrigen Raume der Grabstätte Personen von der nächsten Umgebung des Fürsten begraben worden seien, so stimmen auch die Gräberbefunde bei. Denn in der That sind in den skythischen Gräbern mehrere gleichzeitige Grabstellen über den großen Raum der Fläche hin vertheilt und unter sich getrennt: so finden sich im Alexandropolschen Kurgan mehr als acht solcher, so sind in dem Nikopolschen in vier Ecknischen des Hauptgrabes Nebengräber angebracht. Und sogar im Kul-Oba waren trotzdem, daß nur ein eigentliches Grabgemach vorhanden, die Leichen selbst durchaus von einander getrennt gelegt. Der außerordentliche Werth der in diesen Gräbern gefundenen Metallgegenstände verbürgt uns in ähnlicher Weise wie deren räumliches Hervorragen unter vielen Tausenden niedriger Grabhügel, daß hier mit irdischer Macht und Reichthum vorzüglich begabte Menschen bestattet seien: schon diese Erwägung könnte uns zur Annahme von Königsgräbern führen. Aber diese wird durch die

Art der Funde unzweideutig erwiesen. Die beiden am Dnjepr geöffneten Hügel sind, was das Grab des Königs anlangt, uns weniger dienlich, da ihre Grabstätten durch Räuberhände in Unordnung gebracht worden: indessen giebt sich doch sowohl durch Größe, Einrichtung und Fülle der hier gefundenen Alterthümer immer ein bestimmtes Grab als das vornehmste zu erkennen. Viel mehr lernen wir in dieser Hinsicht aus dem Kul-Oba. Welcher Anblick bot sich im Jahr 1831 dem erstaunten Blick des hochverdienten Entdeckers Dupruх dar? Zwei Drittel des Grabgewölbes füllte ein großer zwiefach getheilter Verschlag von Cypressenholz: in dessen größerem Raume das Gerippe eines Mannes lag, von mächtigem hohen Wuchs — nach den Schenkelknochen zu schließen von 6 Fuß 4 Zoll Größe. Abgesehen von zwei Backenzähnen, die in der unteren Kinnlade fehlten und einem dritten von einer Knochenwucherung derselben Kinnlade angegriffenen — ich erwähne diese Einzelheiten nicht ohne Grund — waren die Zähne vortrefflich erhalten und erlaubten den Schluß auf ein erreichtes Alter von 30—40 Jahren. Die stillen Mächte der Grüfte hatten im Laufe der Jahrhunderte nicht gerastet, so viel sie vermochten in Staub zu wandeln und Moder; aber das harte Menschengebein und das edle Metall hatten sie noch nicht ganz bezwungen. Und so lag das Gerippe des Königs da, noch bedeckt mit dem goldenen Tand, der einst dem Herrscher mitgegeben worden. Auf dem Haupte trug der König eine kegelförmige Mütze, wahrscheinlich aus Filz — nach den erhaltenen Resten zu urtheilen — die mit dünnen verzierten Goldstreifen belegt war. Herodot schreibt den Skythen aufrechtstehende, oben spitz zulaufende Mützen zu; solche sieht man auf pontischen Denkmälern, wenn Skythen dargestellt werden sollen, häufig. Auch auf dem Bildwerk des Felsens von Behistân, dem großartigen Regierungsdenkmale des Perserkönigs Darius, der ja selbst gegen die Skythen einen Kriegszug unternahm, dort, wo Darius sich als Sieger über seine Feinde, die gefesselt vor ihm stehen, hat darstellen lassen, ist der Skythe oder Saker — wie ihn nach persischem Sprachgebrauch die Keilschrift nennt — der letzte von allen, und allein mit hoher spitzer Mütze ausgezeichnet. Um den Hals des Königs lag ein nach Art eines Strickes geflochtenes Halsband von feinstem gediegenen Golde: ein Meisterwerk griechischer Kunst. An den mit blauem Glasfluß sorgsam verzierten Enden des Strickes sind zwei kleine zu Pferde sich entgegensprengende Skythen von sauberster Arbeit angebracht, wodurch das ziemlich einfache, ja rohe Motiv, das dem Künstler vielleicht durch den

Auftrag vorgeschrieben war, auf das anmuthigste belebt wird. Der rechte Arm des Königs war mit dreifachem goldenem bildnerisch verziertem Schmuck ober und unter dem Ellenbogen und an dem Handgelenk versehen; die Zier des letzteren ist die schönste und von ähnlichem Geschmack wie das Halsband. An den Enden sitzen hier zwei kleine Sphinxe von trefflicher Ausführung, die in den vorgestreckten Klauen einen dicken Goldfaden halten, der das Schloß des Armbandes vorstellt. Neben dem König lagen seine Waffen: sein kurzes und breites Schwert mit goldbekleidetem Griff und die ebenso verzierte Peitsche. Die Peitsche erscheint bei Herodot als skythische Kriegswaffe, und noch heute ist solche für die Bewohner der Steppe die letzte und entscheidende Waffe im Handgemenge. Dann erwähnen wir den Wetzstein zum Schärfen der Waffen, gleichfalls mit goldenem Griff, Beinschienen aus vergoldeter Bronze, und vorzüglich das mittlere goldene Rund des längst vermoderten ledernen Schildes, ein Werk, das gleichmäßig durch vollendete Arbeit wie durch die sich in seinem Schmuck äußernde Verschmelzung griechischer und barbarischer Anschauung uns anzieht. Das gräßliche Medusenhaupt, das der Grieche in die Mitte seines Schildes einsetzte, vermählte unser Künstler — unstreitig ein Grieche — mit anderen dem Geschmack seines skythischen Bestellers näher liegenden Vorstellungen: um der übrigen fratzenhaften Wesen, die er angebracht, wie Schlangen, Eber- und Löwenköpfe, ganz zu geschweigen, so ließ er trotzige Barbarengesichter mit glotzenden Augen von dem Schild herab dem Feind entgegendrohn. Mit diesem Schild vergleicht sich gut der goldene Beleg der Schwertscheide des Königs, auf welcher ein unter pontischen Alterthümern sehr häufig vorkommendes Motiv, nämlich Thierkämpfe, dargestellt sind: hier ein Hirsch, angegriffen von dem auf skythischen Werken so häufigen Greifen und dem Löwen, und eine Gazelle einem Leoparden erliegend. In der Gruppirung erinnert das Werk sehr an assyrische und persische Bildwerke. Der Stil der Arbeit ist griechisch, aber nicht ohne barbarische Beimischung: für Beides kann man eine Bestätigung finden in dem zwar griechisch geschriebenen, aber an sich ungriechischen Namen des Künstlers „Pornacho". Von den Speeren des Königs und seinen Pfeilbündeln sind natürlich nur die metallenen Spitzen vorhanden, nur an wenigen noch Reste des eschenen Schaftes. Die ungeheure Menge von Pfeilspitzen, die sich in den südrussischen Gräbern findet — auch im Kul-Oba sind ihrer mehrere Hunderte gefunden worden, meist leicht vergoldet und so trefflich gehärtet, daß sie der besten Feile widerstehn —

erinnert unwillkürlich an jene Volkszählung, die der Skythenkönig Ariantas in der Weise veranstaltete, daß er von jedem Skythen eine Pfeilspitze einforderte: aus denen allen er nachher zum Andenken ein gewaltiges ehernes Gefäß gießen ließ. Die Prachtgewänder des Königs waren an der Mauer des Grabes aufgehängt gewesen: sie waren vermodert. Aber die daran einst aufgenähten zahllosen kleinen goldenen Plättchen — alle irgendwie bildnerisch verziert mit Figuren von Blättern, Blumen, Trauben, Rosetten, Stierköpfen, Greifen, Löwen u. dgl. m. — hatten sich in dem Staub und Moder des Bodens erhalten

In dem ausgeraubten Hauptgrabe des Alexandropolschen Hügels fand man zwei männliche Schädel: der, welchen man für den Schädel des Königs hält, gehörte einem Manne über 70 Jahre an. Trotz des Raubes fand man eben da noch über siebenhundert kleine Goldsachen: in Form, Arbeit, Muster denen aus dem Kul-Oba so ähnlich, wie nur möglich; ja vielen von dort geradezu gleich, als wenn sie aus derselben Werkstätte hervorgegangen wären. Pfeilspitzen fehlten auch hier nicht: eiserne mit dickem Blattgold belegte Schuppen eines Panzers lagen verstreut umher. Wichtiger sind die Nikopolschen Ausgrabungen: wieviel den Funden vom Kul-Oba Verwandtes haben auch sie zu Tage gefördert! Von der ungemeinen Menge kleiner Goldsachen, von den ledernen, halb vermoderten, mit Pfeilen angefüllten Köchern nicht zu reden, erwähne ich nur der Goldbelege des Bogenbehälters und der Schwertscheide des Königs: beides höchst merkwürdige Werke aus bester griechischer Zeit, von guter griechischer Arbeit, und zugleich so gut erhalten, als kämen sie eben vom Goldschmied. Die zwiefache Natur der pontischen Kunst erweiset sich auch in diesen beiden Werken. Der Beleg des Bogenbehälters, der selbstverständlich nur auf besondere Bestellung des Skythenhäuptlings gearbeitet ist, trägt eine große figuren- und ideenreiche Darstellung eines rein griechischen, zumal attischen Mythus, eingesäumt einerseits von anmuthigen Blumenverzierungen griechischen Geschmacks, anderseits von Thierkämpfen, offenbar einer Liebhaberei der Skythen. Eine Andeutung von diesen fehlt auch nicht auf der schon erwähnten Schwertscheide, deren Hauptdarstellung Hellenen und Skythen zeigt in unentschiedenem Kampfe — der griechische Künstler hatte natürlich auf des Skythen Schwertscheide keine Niederlage der Skythen darstellen dürfen und keine solche der Griechen darstellen wollen. Von dem zu dieser Scheide gehörenden Schwert ist noch der Griff übrig von feinstem gediegenen Golde. Wir wissen aus Herodot,

daß die Skythen leidenschaftliche Jäger waren, hier sehen wir auf dem Griff in höchst lebendiger Bewegung Skythen dargestellt, wie sie den Steinbock, der noch jetzt, wenn auch sehr selten, im Kaukasus vorkommt und Tur genannt wird, vom Pferd herab mit dem Pfeile erlegen.

Ich muß mich in der Schilderung des Uebrigen kurz fassen. Den König vom Kul-Oba hatte — Herodots Bericht bestätigt sich — eine seiner Frauen in das Grab begleitet: ihr Gerippe war mit dem reichsten und herrlichsten Schmuck bedeckt. Mit seiner Aufzählung will ich Sie nicht behelligen. Nur muß es ausdrücklich gesagt sein, daß die Fingerringe, Ohrgehänge, Armbänder, Halsbänder, der Brustschmuck u. s. w. zu dem Kunstreichsten und Geschmackvollsten gehört, was überhaupt jemals in diesem Zweige geschaffen worden ist. Auch im Alexandropolschen Kurgan hat man den Schädel eines jungen Weibes gefunden. Nach seiner Form zu urtheilen, war es keine Skythin, sondern eine Ausländerin: die Mutter des Skythenkönigs Skyles und dessen Frau waren Griechinnen. Das Grab der Königin vom Nikopolschen Hügel war den Räubern entgangen und noch unversehrt geblieben: sie lag in einem hölzernen bemalten Sarge, reich mit Gold geschmückt. Es mag erwähnt sein, daß ihr Halsband — ein gediegener Goldreif mit Löwen an den Enden — ganz dem einen Halsband der Königin vom Kul-Oba gleicht, welches diese als den volksthümlicheren skythischen Halsschmuck außer dem prachtvollen Halsgeschmeide in Filigranarbeit rein griechischen Geschmacks trug. An jedem Finger trug die Königin von Nikopol einen goldenen Ring: alle glatt, außer dem am kleinen Finger der rechten Hand, welcher das Sinnbild der hohen Frau zeigt — eine Gans.

Wir werden darauf verzichten müssen aus der Zahl der übrigen in den skythischen Königsgräbern gefundenen Gerippe die einzelnen als die des Koches, des Mundschenken und so fort zu erweisen. Doch werden wir wohl geneigt sein Dupruy beizustimmen, wenn er den im Kul-Oba neben den Pferdegebeinen ruhenden großen Mann für den Stallmeister ansieht: wie denn auch anderseits jener Skythe, der auf der Schwelle des Hauptgrabes im Alexandropolschen Kurgan ruhet, als wenn er den Eingang decken wollte, für den Leibdiener des Königs gehalten werden könnte. Daß auch das, was Herodot von den mitbestatteten Pferden erzählt, durch die Ausgrabungen bestätigt wird, zeigte Ihnen soeben schon eine beiläufige Erwähnung solcher im Kul-Oba. Aber auch die Gräber am Dnjepr bieten Ueberbleibsel von Pferden, und zwar in großer Menge: ich begnüge

mich nur die Reste eines prächtig aufgezäumten Pferdes vom Alexandropolschen Grabe zu beschreiben. Das Pferd wurde auf den Knieen liegend gefunden, der Kopf war unterstützt. Der ganze Metallschmuck, mit dem es bestattet worden, hatte sich erhalten. Das eiserne Gebiß war an beiden Seiten des Maules mit goldenen Rosetten geschmückt, ähnlich das Riemenzeug mit einer Menge bildnerisch verzierter Platten mit Schellen und Halbmonden von Bronze, mit Silberperlen, silbernen Gehängen und goldenen trichterförmigen Quastenhaltern. Der Sattel, der sich gleichfalls noch auf dem Gerippe befand, war auf das reichste mit breiten Belegen von Blattgold bedeckt.

Die so weit sich erstreckende Einstimmigkeit der Ergebnisse der Ausgrabungen mit dem herodoteischen Berichte ist ebenso merkwürdig wie erfreulich. Einzelne kleine Widersprüche sind von keinem Belang. So wenn Herodot sagt, daß die Skythen nur Gold, nicht aber Silber und Erz dem Könige in das Grab mitgegeben hätten, und doch Gegenstände von beiden Metallen in den Skythengräbern gefunden worden sind: so brauchen wir nicht nach einer künstlichen Lösung des Widerspruchs zu suchen. Augenscheinlich liegt die Quelle jener unrichtigen Aeußerung Herodots oder vielmehr seines Berichterstatters nur in einer übertreibenden Betonung des Goldverbrauchs bei den skythischen Königsbegräbnissen. Und daß dies in der That in dem von der Sage als Heimat des Goldes gepriesenen Skythien ein ungeheurer gewesen und bei jener Gelegenheit durchaus vorwog, das hat schon die so oft wiederholte Nennung des Goldes in meinem Vortrage Sie bis zum Ueberdruß gelehrt.

Außer dem was bis jetzt genannt worden enthalten die skythischen Gräber noch eine Menge der verschiedenartigsten Alterthümer: Herodot berichtet uns ja, daß die Skythen von Allem, was sie besitzen, dem Könige mit in das Grab geben. Wenn wir das Alles nebst dem, was wir eben selbst besprachen, überblicken und die Ausbeute der Dnjepr-Gräber mit derjenigen des Kul-Oba vergleichen, so ergiebt sich ein nicht geringer Unterschied. In den Gräbern am Dnjepr nämlich ist des Ungriechischen und des Halbgriechischen sehr viel mehr als im Kul-Oba. Wird uns dies wunderlich erscheinen? Ich glaube kaum. Wir haben gesehen, daß der Kul-Oba das Grab eines halbgriechischen Skythen war. Die Gräber am Dnjepr aber, im Gerrhoslande, das sind die volksthümlichen Gräber der Skythenkönige. Wenn wir uns über etwas wundern sollen, so ist es vielmehr darüber, daß soviel von griechischem Einfluß im eigentlichen

Skythenland, an den heiligsten Stätten seiner Einwohner sich spüren läßt. Das ist eine so sonderbare Thatsache, daß man sie niemals sich hätte träumen lassen. Man kann sie nicht dadurch begreiflicher machen, daß man das Eindringen des griechischen Wesens erst in verhältnißmäßig späte Zeit schiebt. Denn zwischen Herodots Lebenszeit und der Gründung des Alexandropolschen, Nikopolschen Grabes und dem Kul-Oba liegt sicherlich nicht mehr als ein Jahrhundert Zwischenraum: aus dem vierten Jahrhundert vor Christus ragen diese Denkmale alten Völkerlebens zu uns herüber! zugleich redende Zeugen für den wunderbaren Zauber, den griechisches Wesen auch auf das Nomadenvolk der Steppe ausgeübt hat. Doch Sie werden sagen: daß die Skythen fremdländische Kunstwerke sich gekauft, will nicht viel bedeuten, wenn dieselben sie nicht zu eigener Selbstthätigkeit erweckt haben. Ich könnte gegen den Einwand Manches erwiedern. Indeß ich nehme ihn für richtig, behaupte aber zugleich — man denke an die Kunst der Etrusker — daß im Skythenlande durch die hellenische Kunst bedingt Anfänge einer einheimischen Kunstübung nachweisbar seien. Wenn wir die Ausbeute namentlich des Alexandropolschen Hügels durchmustern — diejenige von Nikopol ist noch nicht vollständig veröffentlicht — so begegnen wir einer großen Anzahl von Werken der Kleinkunst, die wegen der Rohheit und Flüchtigkeit der Arbeit, wegen der Plumpheit der Auffassung, wegen der oft grauenhaften Verzerrungen in den menschlichen Gestalten — die Thiere sind verhältnißmäßig etwas besser — unmöglich griechische sein können; sehen wir aber die Darstellungen an, so finden wir griechische Motive. Wir erkennen die bekannten griechischen Verzierungen unzweifelhaft wieder: wir erkennen griechische Göttergestalten, namentlich aber den heimischen Geschmack der Skythen in den Thierscenen, die den pontisch-griechischen, von mir schon öfters erwähnten nachgebildet sind. Das sind freilich rohe Versuche, und ihrer Art nach mehr abschreckend als anziehend; aber auch sie zeugen doch für die Wahrheit meiner Anschauung. Ob die Skythen es je weiter gebracht haben, ist schwer zu entscheiden: aber wer hat doch mehr Anrecht auf die Urheberschaft jener viel weiter vorgeschrittenen pontischen Werke, die unverkennbar von griechischem Geiste getragen, doch an sich etwas Fremdartiges, Ungriechisches haben, als die Skythen? War jener „Pornacho“, der Verfertiger der königlichen Schwertscheide vom Kul-Oba, ein Skythe? Wer hat jenes vergoldete Silbergefäß gearbeitet, das, in der Moldau noch im Gebiet des alten Skythiens gefunden, ebenso durch Größe und Werth

— es wiegt 12 Pfund — als durch die Eigenthümlichkeit der Form und des bildnerischen Schmuckes auffällt? Das Hauptbild stellt einen Kampf dar zwischen Amazonen — den sagenhaften Einwohnerinnen des Skythenlandes — und Hellenen. Hellenen sind es nach Bewaffnung und Bekleidung: Barbaren möchte man sie nennen, wenn man ihre so ganz von der griechischen abweichende Gesichtsbildung beachtet. Weder die Griechen sind hier griechisch, noch die Amazonen nach griechischer Weise aufgefaßt: aber die Amazonen reiten auf dem kleinen und derben Steppenpferde. Wer war der Künstler, der noch grobe Verzeichnungen sich hat zu Schulden kommen lassen, ein Grieche oder ein Skythe? Ich glaube, ein Skythe. Will man im Ernst den Skythen auf einige landläufige Anschauungen von Barbarei hin die künstlerische Begabung ganz absprechen? Die Erinnerung an den trefflichen Maler von kalmükischer Abstammung Feodor Iwanowitsch mahnt uns zur Vorsicht im Urtheil. Wie diesen Italien zur Nachbildung der altflorentinischen Malerei, so führten die Werkstätten der kunstreichen griechischen Goldschmiede am Pontus manchen Barbaren zu Versuchen in griechischer Kunst. Es ist fortan nicht mehr möglich eine Scheidewand zwischen Griechen und Skythen aufzurichten, wie es früher möglich schien: um Olbia lebten die Kallipiden, ein skythischer oder den Skythen unterworfener Stamm. Herodot nennt diese ausdrücklich „hellenische Skythen", nach einer Inschrift heißen sie später „Mischlingsgriechen". So bezeugen sich, wenn wir nur sehn wollen, überall Berührungen und gegenseitige Anknüpfungspunkte!

Solche Berührungen finden sich auch zwischen Hellenen- und Skythenthum in den Darstellungen zweier prachtvollen Werke, die Ihre Nachsicht mir vielleicht noch erlaubt kurz zu besprechen: das eine aus dem Grabe von Nikopol, das andere aus dem Kul-Oba. Jenes ist ein großes Silbergefäß, ein Werk einzig in seiner Art, 2 Fuß 3½ Zoll englisch hoch, in der Form einer Amphora. Zum Abzapfen hat das Gefäß drei durch seine Siebe von innen geschlossene Oeffnungen, die Hauptöffnung, im Bilde eines Pferdekopfes, etwas höher als die beiden andern mit Löwenköpfen geschmückten. Auch der Hals des Gefäßes ist durch ein Sieb geschlossen. Dieses Prachtstück war offenbar eine Tafelzierde für skythische Zechereien; die Skythen, die durch Vermittlung der Griechen den Wein bezogen, waren als starke Zecher sprichwörtlich bekannt. Wer auch immer es gearbeitet, unzweifelhaft war er ein Grieche. Erfreuet uns an dem Gefäßhalse der Kampf zweier Greife um einen Hirsch durch die Lebensfülle der Ungethüme,

sowie auf dem Gefäßbauche die anmuthigen Blumenranken, die durch Vögel belebt sind, so nimmt doch unsere Aufmerksamkeit besonders der zwischen beiden Darstellungen hinziehende Fries in Anspruch, welcher durch Arbeit und Gegenstand gleich bemerkenswerth, aus einer Reihe von einzelnen, aus gediegenem Silber gegossenen, dann vergoldeten und auf die Fläche der Vase aufgelötheten Figuren, also geradezu in Rundwerk besteht und ein ganz skythisches Motiv — man denke an die Werthschätzung des Pferdes bei den Skythen und den Ruf der skythischen Pferde im Alterthum — uns vor die Augen führt: nämlich das Einfangen und die Bändigung einiger Pferde durch Skythen. — An Größe steht diesem Werk nach, übertrifft es aber hinsichtlich der Merkwürdigkeit des Bildwerkes — das berühmte Electrongefäß vom Kul-Oba; auf seinem Friese sind unstreitig Scenen aus dem Leben eines skythischen Häuptlings dargestellt. Wir finden drei Gruppen. In der ersten sehen wir den Häuptling, wie er der Meldung eines vor ihm knieenden Kriegers (in dem man den herodoteischen Kundschafter erkennen könnte) aufmerksam und nachdenklich auf seinen Speer gestützt zuhört. Offenbar handelt es sich um eine kriegerische Unternehmung. Den Fortschritt der Handlung deutet uns ein Skythe an, der knieend einen Bogen spannt von derjenigen Form, welche man im Alterthum die skythische nannte. Was geplant worden, soll jetzt mit Waffengewalt entschieden werden. Das Ergebniß des Kampfes, soweit er die Person des Häuptlings betrifft, stellen die beiden übrigen Gruppen dar. Zweimal ist der König verwundet worden. Zuerst sehen wir ihn in einer höchst kläglichen Lage. Sein Leibarzt vollzieht soeben an dem linken Unterkiefer des Fürsten, indem er die Hand mit einem chirurgischen Instrument einführt, eine Operation. Der Fürst von Schmerz gepeinigt fällt dem Arzte in den Arm, der sich aber in seiner Verrichtung eben so wenig hier stören läßt, wie in der letzten Gruppe, wo er unter ähnlichem Widerstreben des Königs diesem eine Wunde an der linken Wade verbindet. Der Fries ist durch Treibarbeit wahrhaft vollendet hergestellt. Da es nicht um eine allgemeingültige Darstellung eines idealen Gegenstandes, sondern um die treue Widergabe ganz bestimmter geschichtlicher Vorgänge sich handelte, so hat der Künstler ein Genrebild geliefert, dem er durch die offenkundige Portraitähnlichkeit der dargestellten Personen und die unübertreffliche Ausführung im Einzelnen einen unversieglichen Reiz verliehen hat.

Und wer ist dieser hier abgebildete Häuptling? Wohl derjenige, dessen Grab der Kul-Oba deckte. Darauf führt sowohl die äußere Wahr-

scheinlichkeit, als auch der Umstand, daß, wie ich schon vorhin sagte, der Schädel des Königs vom Kul-Oba am Unterkiefer durch eine Knochenkrankheit entstellt war; ihre Behandlung also haben wir auf dem Electron-Gefäß vor unsern Augen. Wer sich nun erinnert, daß die Electronvase in nächster Nähe der Königin vom Kul-Oba gefunden wurde, der dürfte wohl auf den Gedanken kommen, daß der König dieselbe als eine Erinnerung an eigene überstandene schwere Gefahr für die Königin zum Geschenk habe fertigen lassen.

Das Silbergefäß von Nikopol und die Electronvase vom Kul-Oba sind — um von anderen meist kleineren Werken hier abzusehn — vollgültige Beweise für die Fähigkeit der Griechen, auch an nichtgriechischen Volkstypen das Wesentliche zu erfassen und in sprechender Weise zu verkörpern: eine Fähigkeit, die in dem sogenannten alexandrinischen Zeitalter in herrlichen Leistungen sich kund that, die aber auch schon früher sich äußert, z. B. in der jüngst wiederentdeckten Kolossal-Statue des Königs Maussollus, der Krönung des nach ihm benannten Grabdenkmals zu Halikarnaß, von deren Entstehungszeit jene hellenisch-skythischen Werke sicher nicht weit abliegen. Während aber der Barbar Maussollus gleichsam in einer griechischen Verklärung dargestellt worden ist, versagte unsern Künstlern ihr Stoff ein solches Emporheben über die Wirklichkeit des Erlebten.

Der treue Spiegel der Wirklichkeit, welchen diese und ähnliche Werke uns vorhalten, hat indeß für uns neben der künstlerischen auch eine hervorragende geschichtliche Bedeutung. Eine allseitige Begründung derselben liegt außer dem Kreise meiner Aufgabe. Doch kann ich, da man es bis jetzt versäumt hat, die Funde am Pontus zur Lösung des großen Räthsels von der Herkunft der Skythen zu verwerthen, wenigstens einige Andeutungen darüber mir nicht versagen. — Zu welcher großen Völkerfamilie gehören die Skythen? diese Frage hat die bedeutendsten Gelehrten unseres Jahrhunderts beschäftigt und die verschiedenartigsten Beantwortungen hervorgerufen. In neuerer Zeit ist die mongolische Abstammung der Skythen mit besonderem Eifer vertreten worden; diese Ansicht, welche sich an den großen Namen Niebuhrs knüpft, haben unter Anderen Böckh, Schafarik und der Engländer Grote angenommen, und August Hansen und Karl Neumann gelehrt und scharfsinnig vertheidigt. Die Niebuhrsche Ansicht stützt sich auf eine Vergleichung einerseits der vorzugsweise von Hippokrates geschilderten Körperbeschaffenheit der Skythen, anderseits ihrer

namentlich durch Herodot uns überlieferten Sitten und Gebräuche mit dem, was seit dem Mittelalter über Mongolen und mongolisches Wesen bekannt ist.

Die Stärke der Darlegungen Niebuhrs und seiner Nachfolger ruht in dem Nachweis einer Reihe höchst merkwürdiger und bedeutsamer Aehnlichkeiten in den Sitten und Gebräuchen zwischen den Mongolen auf der einen und den von Herodot und Hippokrates geschilderten Skythen auf der anderen Seite. Ja, ich gestehe, die nur auf die literarischen Geschichtsquellen sich beschränkende Forschung verfuhr methodisch, indem sie unter den vorhandenen Möglichkeiten wählend sich für die Mongolen entschied. Bedeutend weniger Gewicht als jene Aehnlichkeiten hat das Ergebniß der Vergleichung der beiderseitigen Körperbeschaffenheit. Denn Hippokrates, der gerade in diesen Dingen gewiß scharf sah, nennt neben manchen Merkmalen der Skythen, die auf die Mongolen nicht besonders passen, kaum eines das für diese hervorstechend charakteristisch wäre. Und Herodot, der die nordöstlich von den Skythen am Ural hausenden Argimpäer als durch stumpfe Nasen, vorstehendes Kinn, schlechten Haarwuchs — lauter echt mongolische Merkmale — auffällig zu nennen nicht versäumt, sagt durchaus nichts Derartiges bei den Skythen.

Aber noch mehr! Die Ueberbleibsel der skythischen Sprache — wir kennen daraus noch ungefähr sechzig Namen und Wörter — wollen sich der Deutung aus dem Mongolischen nicht fügen. Was wenigstens bis jetzt dafür vorgebracht worden, ist zweifellos ungenügend. Dieser Umstand macht uns rücksichtlich der bisher besprochenen Ansicht von der Herkunft der Skythen um so bedenklicher, als die Sprachen gerade zur Bestimmung der Stammverwandschaft der Völker vorzüglich ausgiebig sind. Aber unsere Bedenklichkeiten werden durch die Denkmäler, von deren Betrachtung wir ausgingen, zum vollen Widerspruch gesteigert. Denn daß die auf den skythisch-griechischen Werken abgebildeten Skythen — nicht Mongolen sind, ist Jedem mit dem ersten Blick klar. Darum ging Karl Neumann sorgfältig jeder Vergleichung des Kul-Oba mit der Erzählung Herodots von den Skythengräbern aus dem Wege, darum erwähnte er nicht einmal, daß schon der Entdecker des Kul-Oba diesen für ein Skythengrab erklärt hatte, darum deutete er die Personen des Electron-Gefäßes als Sarmaten iranischen Stammes, mit der letzten Behauptung die Wahrheit vielleicht nicht ganz verfehlend.

Aber für Neumann war noch die Ausrede möglich, daß der Kul-Oba, weil nicht im Gerrhoslande belegen, kein Skythengrab sei. Jetzt nach der Entdeckung der Gräber von Alexandropol und Nikopol, jetzt da deren Inhalt, namentlich das große Silbergefäß von Nikopol die merkwürdigste Gleichheit mit demjenigen vom Kul-Oba auch in der Darstellung der Personen erwiesen, ist eine solche Ausflucht geradezu unmöglich geworden. Diese Skythen, welche wir da vor uns sehen, haben nichts Mongolisches, keine schiefstehenden und tiefliegenden Augen, keine vorspringenden Backenknochen, keine platte und breite Nase, kein vorstehendes Kinn, nichts vom Mangel an Bartwuchs, nichts von der berüchtigten Häßlichkeit der Mongolen. Man rede nicht von der Unfähigkeit oder Unwilligkeit der griechischen Künstler diese Eigenthümlichkeiten nachzubilden. Denn sie haben so bestimmte individuelle barbarische Volkstypen uns vorgeführt, daß die Urbilder ihrer Auffassung genau entsprochen haben müssen.

Der Widerspruch, den wir gegen die mongolische Herkunft der königlichen Skythen erheben, findet noch anderweitige Unterstützung. Einer der ersten jetzt lebenden Schädelkenner — ich nenne einen Ihnen wohlbekannten Namen — Karl Ernst von Baer hat die Schädel vom Alexandropolschen Kurgan untersucht und kommt zu dem Ergebniß, daß, wenn auch die Breite des Schädels auf mongolische Herkunft schließen ließe, doch dagegen die Form der Gesichtsknochen spreche: die skythischen Schädel lassen nicht auf eine niedrige und breite, sondern auf eine hohe und schmale Nase schließen — auch damit stimmen die Denkmäler — und haben nichts von den vorstehenden Backenknochen der Mongolen. Der Werth dieser Bemerkungen des berühmten Naturforschers steigert sich für uns noch dadurch, daß dieselben ganz ohne Rücksicht auf die Bildwerke geschrieben worden sind.

Nach all dem Angeführten werden wir schwerlich geneigt sein die Skythen zu den Mongolen zu rechnen.

Wenn uns die skythischen Denkmäler in erster Reihe mit zu der verneinenden Ueberzeugung verhalfen, daß die Skythen keine Mongolen gewesen, so sind dieselben natürlich nicht im Stande uns eine ebenso sichere bejahende Antwort auf die vielen Fragen zu geben, welche jetzt um uns sich drängen. Hat nun Klaproth Recht mit der Ansicht, daß die Skythen finnischen Stamme gewesen? oder K. Fr. Neumann, der sie für Türken hält? oder A. v. Humboldt und J. Grimm, welche in ihnen Arier er-

kennen? oder endlich, mit letzteren Gelehrten übereinstimmend, Kaspar Zeuß, welcher die Skythen den Iraniern zuzählt?

Es ist hier nicht unsere Aufgabe uns auf die Beantwortung dieser Fragen des Weiteren einzulassen. Ist es aber erlaubt von den Denkmälern aus einen Entscheid zu versuchen, so möchten wir im Hinblick auf so manche Anklänge der skythisch-griechischen Kunstdarstellungen an die altpersischen, ja im Hinblick auf den nicht allein arischen, sondern auch fast iranischen Gesichtsschnitt der bildlich dargestellten Skythen — ich vergleiche mit ihnen die Perser auf den Bildwerken von Persepolis und vom Felsen zu Behistân — uns weitaus am liebsten für die Ansicht von Zeuß entscheiden dürfen. In dieser Meinung bestärkt uns in höchst willkommner Weise die jüngst erschienene sorgfältige und gewissenhafte Untersuchung Karl Müllenhoffs über die skythische Sprache, welche die Verwandtschaft derselben mit den iranischen Sprachen sehr wahrscheinlich macht. Dann sind die Skythen die nächsten Stammgenossen der alten Perser und Meder und gehören sammt ihnen zu dem großen Urvolk der Arier, von welchem außerdem die Inder, Griechen, Italiker, Slaven, Letten, Germanen und Kelten entstammen: nicht aber sind sie alsdann Mongolen, oder — um den allgemeineren, dem Namen der Arier entgegengesetzten Namen zu brauchen — nicht sind sie Turanier.

Aber auch gegen diese Ansicht erheben sich mancherlei und nicht geringe Bedenken, die wir nicht verschweigen dürfen. Was wird aus des Hippokrates Beschreibung der feisten aufgedunsenen bartlosen Skythen, deren einer allen andern gleicht wie ein Ei den übrigen? Wie machen wir uns die sonderbaren Aehnlichkeiten skythischer und mongolischer Sitte begreiflich? Endlich die bedeutende von Bäer, nach Messungen behauptete Verwandtschaft der skythischen Schädelform mit derjenigen der Baschkiren und mit Schädeln aus alten ostsibirischen Gräbern, wie finden wir uns damit ab? Saßen unter den Skythen iranischer Herkunft turanische Stämme, wie am Ural die Argimpäer? haben diese Turanier auf die Skythen Einfluß gewonnen?

Noch vermögen wir heute das große Räthsel, das hier die Völkerkunde und Geschichte uns aufgiebt, mit Sicherheit allseitig nicht zu lösen. Wann aber einst die Ausgrabungen am Pontus an den Stätten griechischen Lebens und im Lande Gerrhos am Dnjepr zu einem Abschluß gediehen sind, wann Asiens Sprachen, Denkmäler und sonstige Quellen

geschichtlicher Erkenntniß, an die bis jetzt kaum gerührt worden, einst genau und umfassend verwerthet werden können, wann wir deutlicher als jetzt erkennen, zu welcher Zeit, auf welchem Wege Asien seine Völkermassen nach Europa entsandte, dann sinkt, so hoffen wir, auch der dichte Nebel, welcher, die Erkenntniß der geschichtlichen Zusammenhänge uns wehrend, jetzt nur einzelne Thatsachen wie Bergspitzen hervortreten läßt, und vor den erstaunten Blicken liegt im hellen Sonnenschein das reiche widerspruchsvolle Völkerleben und -weben am Pontus. — — —

Von der Censur erlaubt. Riga, den 6. April 1857